



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Poppenberg, Felix: Theodor Fontane und Bernhard von Lepel

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Hier aber kommen wir gerade auf einen Punkt, gegen den viele Stimmen ankämpfen, die über die Zurücksetzung des bürgerlichen Elementes in der Armee klagen und sich für die „armen Zurückgesetzten“, die übrigens von ihnen Hilfe weder brauchen noch wünschen, ins Zeug zu legen für gut befinden. Diese Herren möchten am liebsten aus der Armee ein Volksheer machen, aber ein Volksheer in falscher Bedeutung. Sie möchten das Heer demokratisieren. Ihnen paßt es daher nicht, daß der Geist des Offizierkorps und durch dieses der der ganzen Armee getragen wird von dem persönlichen Verhältnis zum obersten Kriegsherrn, wie dies in der preussischen Armee von jeher der Fall war. Nicht der adeliche Name ist es in erster Linie, gegen den sich ihr Kampf richtet, sondern die aristokratische Gesinnung. Mit dieser aber steht und fällt das deutsche Offizierkorps.



Theodor Fontane und Bernhard von Lepel

Von Felix Poppenberg



urch mehr als vierzig Jahre hin bin ich an meines alten Lepels Seite gegangen“, so herzlich apostrophiert Fontane in seiner sonst gar nicht überschwänglichen, eher kritischen, einer „fürchterlichen Musterung“ gleichenden Freundesrevue seinen Tunnelgenossen Bernhard von Lepel. Und eine Huldigung steht hier, in der Fontane, der Meister des „Talent épistolaire“, von seinem Freunde sagt: „Ich habe von ihm Briesschreiben gelernt.“ Das will aus diesem Munde etwas bedeuten und kann wohl neugierig auf den Mann machen. Jetzt tritt er selbst vor uns lebendig hin in einem Band frischer, augenblickerfüllter Briefe. Aus dem Nachlaß — Bernhard von Lepel starb vor Fontane, 1885 — hat sie Eva von Arnim mit der glücklich an das Anfangswort anknüpfenden Aufschrift „Vierzig Jahre“ herausgegeben. (Berlin, Fontane & Co.)

Die Briefe beginnen in der Zeit, da Theodor Fontane als Provisor in der Roseschon Apotheke — Spandauer Straße nahe der Garnisonkirche — „Pillen drehte“ und sein Jahr bei den Franzosen diente.

Ein Porträt aus diesen Jahren zeigt einen romantischen Kopf, breit-umgeschlagenen hochfragigen Rock mit weichem faltigem Hemd; über der Stirn lockiges Paar; das schmale Gesicht von flaumigem Backenbart eingerahmt; schwärmerische Augen; in die Romantik hinein lächelt aber ein schallhafter Mund.

Bernhard von Lepel dagegen, der Gardeleutnant von den Franzern, des Grenadiers Fontane Vorgesetzter, Freund und Kollega in Apolline et Musis, sieht martialischer drein, hochgewachsen mit scharf geschnittenem Gesicht, und der Kronprinz, der nachmalige Kaiser Friedrich, konnte später scherzend zu ihm sagen: „Alle Wetter, Lepel, Sie werden dem Großen Kurfürsten immer ähnlicher.“

Bei diesem Leutnant und diesem Grenadier bestätigt sich der Satz nicht: *Inter arma silent musae*. Die Poesie verbrüderet beide, und was auf dem Kasernenhof der Dienst streng geteilt, das findet sich extra muros freundschaftlich auf der Apothekerbude zusammen und bei den Sitzungen des Tunnels. Dieser poetische Bund hat sich uns oft in Schilderungen aufgetan; diese poetische Republik, in der hohe Beamte, Gelehrte, Künstler, junge Gardeoffiziere, Kaufleute ihres offiziellen Lebens Kleid und Zier abtaten, um unter einem Bundesnamen nur Dichter zu sein. Besungen hat Heise diesen Tummel:

„Wo Sonntags sich zusammenfand
Ein Kranz berlinischer Geisteslichter,
Geheime und öffentliche Dichter.
Alt und jung, und arm und reich —
Vor der Kritik waren alle gleich.
Und selbst der älteste Geheimerat
Für schlechte Verse Buße tat,
War freilich an Geheimeräten
Kein Mangel unter den Tunnelpoeten.

Und in dem Kreis dieser Musenbundesbrüder zeigt er Fontane:

Da ging die Tür und in die Halle
Mit schwebendem Gang wie ein junger Gott
Trat ein Verspäteter frei und flott,
Grüßt' in die Runde mit Feuerblick,
Warf in den Nacken das Haupt zurück,
Reichte diesem und jenem die Hand
Und musterte mich jungen Fant
Ein bißchen gnädig von oben herab,
Daß es einen Stich ins Herz mir gab.
Doch: Der ist ein Dichter! wußt' ich sofort.
Silentium! Lafontaine hat's Wort.

Und wahrlich zeigte sich bald genug,
Daß Phoebus' Wort in mir kein Lug,
Denn als am Tischlein er niedersaß
Und hob nun an — weiß nicht mehr was
Ob's von den Männern und Helden war
Oder Archibald Douglas gar
Oder der Tag von Hemmingstedt —
Weiß nur, wie gern gelauscht ich hätt'
Auf dieser beseeelten Stimme Klang,
Da sie nun schwieg, noch stundenlang;
Und wach' erst auf aus meinem Traum,
Als um mich her im dämmrigen Raum
Die „Sehr gut“ wurden eingesammelt.
„O, sehr, sehr gut“ hab' ich gestammelt.

Dies Tunnelwesen bekommt auch in den Lepelschen Briefen seine Spiegelung. Hier wirkt es, in nüchternen Schilderung, wie ein später Nachkomme der Meisterfingerei, mit dem Zusammenkommen bürgerlich beruflich tätiger Bieder- männer zum poetischen Geschäft:

Früh in die Kanzlei mit Akten,
Abends auf den Helikon.

Und wie bei den braven Ahnen steckt auch ein gut Teil Philistrität und Spießerpedanterie in dem Zeremoniell und dem Bundesnamen-Komment. Zum Stiftungsfest bringt man sich — wie Freitags Piepenbrink in den „Journalisten“ — seinen Wein mit, und im Sommer sitzt man — den „dämlichen Sommertunnel“ nennt Lepel das — in den Zelten bei Weißbier. Der Humor mit dem Guleszepter — das übrigens heut noch in der Schlaraffia herrscht — und der Stiefelknecht als Symbol der Wehmut haben oft etwas Gewolltes.

Menschlich frei, mit feinen Sinnen und einem reinen Lebensgeschmack, hebt sich hier Lepels Bild heraus und seine aufrichtige, tiefwurzelnde, phrasenlose Freundschaft. Wir sehen diesen preußischen Leutnant als Italienpilger auf der Wallfahrt zu Platens Grab im Landolinagarten zu Syrakus, wo er einen Lorbeer pflanzt und nachmittags dafür — humorhaft verzeichnet er es als tragikomisches Omen — einen Mauleseltritt bekommt. In der Kriegsakademie dichtet er beim Kolleg, und beim Liebesmahl liest er den Kameraden vom Regiment Franz Fontanes Balladen vor, freilich ohne bei der Infanterie viel Gegenliebe zu finden. Mit desto größerer Genugtuung berichtet er von dem Erfolg der Kriegslieder seines preußischen Grenadiers im Salon der Gräfin J.: „wo ein Dragoneroffizier mit Vergnügen den Kavallerieweihrauch roch“.

In den Briefen ist viel Poetik, Lepel ist ein scharfer, unbestochener Kritiker und seine Bemerkungen und Einwände sind treffend und oft fruchtbar.

Fontane macht damals gerade seinen Spaziergang nach England, von dem er selbst in seinen „Erinnerungen“ mit so viel Laune erzählt.

Er war dazu eingeladen worden und Hauptmann und Obrist erkannten beide verständnisvoll den besonderen Fall, „daß er's umsonst hätte und das doch selten sei“, und gaben ihm Urlaub. So trat er seine erste Meerfahrt an. Nach Balladengröße und Archibald-Douglastum sah sie freilich nicht aus. Er hatte die Militärkommishose mit der roten Biese an, und darüber ein kleines braunes Röckchen, wie es Eichendorffs Taugenichts getragen haben mochte, als er von Hause fortlief. Der Romantikerkopf darüber paßte aber gewiß dazu. Den eisernen Fonds trug er in den Hosentaschen, rechts einen Taler und einige kleinere Silberstücke, links einen halbkupferfarbenen, etwas minderwertigen Doppellouisdor, mit dem großgenasten Profil irgendeines Kleinstaatsserenissimus darauf. Überwältigend gehen ihm dort drüben Tower- und Windsorstimmungen auf und lassen ihn Balladenwalzer ahnen, die er dann bei dem längeren Londoner Aufenthalt beschwor. Was er gedichtet, was er geträumt, wandert

treulichst nach Berlin zu Freund Lepel und wird von ihm in seinem Kasernenstübchen, auf Königswache oder auf dem kleinen idyllischen Schloßchen Bellevue bei Köpenick gelesen, glossiert und mit dichterischen Gegengaben beantwortet, die dann ihrerseits wieder ein kritisches Echo von der Themse wecken.

Beider Lächeln schwebt über allem, manchmal sauer-süß, und Lepel, der eigentlich immer in heiklen Lagen die „bessere Miene“ macht, kommt in Versuchung, das Bild zweier alten Freunde zu zeichnen, die sich über den Kanal hinüber „Prisen starken Tabaks präsentieren“.

Lepel hat immer eine überlegene Distanz zu sich, eine heitere Selbstironie und ein ungeniertes, ungezwungen plauderndes Faible für seine Schwächen. Er erzählt mit nie erschlaffender Munterkeit, wie er so gern auf des Freundes „Maria Stuart“-Plan näher eingegangen wäre, wie ihn aber gerade da sein eigener „Kirke“-stoff eigentlich mehr interessiert habe.

Das ist der typische Ideen-Egoismus in allen Dichterbriefwechseln — im Keller-Stormschen vor allem naiv auf der Stormschen Seite —, aber er gibt sich nirgends so liebenswürdig eingestanden selber preis wie hier.

Ganz reizend ist es auch, wie Lepel, der Alexander von Humboldt, als den Schöpfer des „Kosmos“, in einer rollenden Ode besungen:

Ins Zeichen der Wage tritt die Sonne
Bei seiner Geburt

von seiner Audienz bei seinem Helden berichtet: er bleibt anderthalb Stunden bei dem „berühmten alten Herrn“, er deklamiert ihm auf Verlangen die ganze Ode vor, und der Gelehrte revanchiert sich mit einer einstündigen Vorlesung aus dem zweiten Teil des „Kosmos“. Und davon sagt nun Lepel, wie er gar nicht mehr hinhörte, sondern sanft hindämmerte.

Mehr Glück hatte der weise Greis mit einem menschlichen Wort, das er nach den stürmischen Tagen von achtundvierzig zu Lepel sprach. Er beklagte sich, daß sein Haus viermal vom Wolfe gestürmt worden sei, und er fügte erklärend hinzu: „Die Leute lesen den Kosmos nicht“.

Diese Bemerkung hatte auch Fontane viel mehr Freude gemacht als der ganze tiefgründige „Kosmos“ selbst, und in dem Sinn für solche Lebenssachen und Menschlichkeiten begegnen sich die beiden Freunde am meisten. Das Fontanesche im Anschauen und schnörkelhaften Umprägen der Dinge hat Lepel auch, und daraus kann man verstehen, daß Fontane das ‚Epistolare‘ von ihm gelernt haben wollte.

Sie sind sich beiderseitig das beste Publikum für dergleichen. Und wenn Lepel Fontane schätzte, weil er solche „feinen Dinge jederzeit mit feinsten Zunge kostete“, und für ihn „Geschichten sammelte, erst um ihm und dann gleich hinterher auch sich selber eine Freude zu machen, eine Freude über des andern Freude“, so geschah das durchaus in vollwertigem Austausch.

Lepel liebt wie Fontane das genrehafte Ausmalen einer Situation mit schnurrigen Arabesken und Federzeichnungs-Randeinfällen, dazu mit einer

harmlosen Pikanterie gewürzt. Als „Frivolität“ wurde beiden diese spielende Laune manchmal aufgemußt, und Fontane hat sich einmal ernsthaft gegen Paul Hense verteidigen müssen, daß solche freie Unbefangenheit sich sehr wohl mit einer reinlichen Gesinnung vertrage, und er hätte dazu gleich Hartleben sagen können: Lernet zu lachen, ohne zu grinsen.

Das war zwischen Lepel und Fontane nicht nötig, sie verstanden sich in diesem Punkt ausgezeichnet, wie eine vergnügliche Briefstelle Lepels beweist, in der er über eine Fontane-Epistel quittiert: „Da mir die Heiterkeit des Briefes sehr gefiel, so nahm ich keinen Anstand, des Morgens beim Kaffee gleich von vorn an laut runterzulesen, ohne ihn selbst gelesen zu haben, denn auf irgendeine kleine niedliche Frivolität konnte ich es schon ankommen lassen (meine Schwiegermutter war nicht dabei), und wäre es zu arg geworden, so hätte ich mich auf mein improvisatorisches Talent verlassen. Doch las ich dreist zu und freute mich über meinen zukünftigen Schwager Malschizki, Großherzoglich Mecklenburgischen Kammerherrn, der wirklich deinen Witz und Stil goutierte und dich sehr lobte.“

Aber Lepel leistete eben selbst in solchen Variationen Erhebliches. So lieferte er ein Augenblicksbild voll Drolerie über seinen Besuch in Bethanien, wo sein Freund Theodor, der Billendreher, einen pharmazeutischen Kursus für die Schwestern hielt.

Er plaudert von seiner Entdeckungsreise in den fernen Weltteil und von seiner Suche nach dem kürzlich dort angekommenen Kolonisten Fontane. Er findet in dem Pavillon, der ihm gewiesen wird, die Türen dreier Gemächer, zwei mit den Namen der Ärzte, die dritte mit dem Sammelbegriff Hausmädchen bezeichnet, „und“ — so fährt er fort — „da es mir überlassen blieb, dich in eine der drei Kategorien placiert zu denken, so konnte ich dich, deinem Temperament nach und weil du nicht ausdrücklich auf einer der Türen als Adjunkt eines der Ärzte bezeichnet warst, nur zu den Hausmädchen rechnen, welche Gemeinschaft mich zu den Vermutungen der üppigsten Situationen veranlaßte“.

Sehr ulkig ist auch die Logenaudienz Lepels bei dem kameradschaftlich-gönnnerhaften Generalintendanten Botho v. Hülsen gezeichnet, der, noch ehe er Lepels Stück gelesen hat, von dem übrigens erst ein Akt fertig, sehr energisch sagt: „Aber, lieber Lepel, eins sage ich, kurz — streichen müssen Sie gehörig; ihr Dichter seid alle so, ihr schreibt alle viel zu lang; streichen müssen Sie.“ Und dann fügt der Generalgewaltige händeringend hinzu: „Lieber Lepel, Handlung! Handlung! Ich bitt' Sie um Gottes willen, Handlung!“

Die idealen Forderungen zu erfüllen, gelang Lepel nicht, er bekam seinen „Waldemar“ zurück mit dem lapidaren Bescheid: „Es ist ein Kreis von Fürstlichkeiten, die alle nichts taugen.“ Ferner: „Keine Handlung in dem Dinge.“

Aufgeführt wurde statt des brandenburgischen Markgrafen sein orientalischer „König Herodes“, allerdings mit entschiedenem Mißerfolg. Der Durchgefallene

bewahrte dabei viel Haltung und antwortete dem Freundschaftstrost von jenseits des Kanals aufrecht und fontaneecht: „Kurzum — ich brauche keine Hyazinthen in meinem Zimmer, denn es ist kein Leichengeruch darin, und ich empfangе keine Kondolenzvisiten.“

Noch manche Wesensberührungen lassen sich zwischen den beiden aufdecken. Sie haben beide viel Geschmackskritik und ein sicheres Stilgefühl für Lebensformen. Während Fontane das englische Grandseigneurium verständnisvoll genießerisch anschaut und dabei kümmerlich die heimlich-häusliche Enge empfindet, liebt Lepel italienische Anmut und kränkt sich in Schleswig-Holstein am Gegenbeispiel des nordischen Bauernhauses mit dem „angeflexten Schweizerbalkon“ und an den ungeschickten Damen mit den Ellenbogen auf dem Tisch und Gliedmaßen, „wie wir sie zum Gewehrtragen brauchen“.

1848 schon schreibt er in dem Lande der Haraldе und Knute, daß er die Geschichten von Gorm dem Alten und König Niels nur noch, um sie zu kennen, liest: „denn der Poesie schlägt eine neue Stunde, in welcher die Romantik als solche nicht mehr mitklingt“.

Und Fontanes Zustimmung dazu steht in dem Nachlaßgedichte:

Auch ein Stoffwechsel.

Im Legendenland, am Ritterbrommen
Mit Percy und Douglas hab' ich begonnen,
Dann hab' ich in seiner Schwadronen Mitten
Unter Seydlitz die großen Attacken geritten,
Und dann bei Sedan die Fahne geschwenkt
Und vor zwei Kaisern sie wieder gesenkt.
In der Jugend ist man eben dreister,
Mag nicht die Zunft der Handwerkermeister;
Jetzt ist mir der Alltag ans Herz gewachsen
Und ich halt' es mit Rosenplut und Hans Sachsen.

Und auch die Beschaulichkeit, die man sich so gern zu Fontane denkt, leuchtet bei Lepel einmal still auf, in einer Situation, wie aus einem Roman des Freundes geschnitten — etwa dem ersten, „Vor dem Sturm“, oder auch dem letzten, dem „Stechlin“; in seiner Situation bei dem alten Landprediger in dem stillen freundlichen Häuschen mit dem Garten am Abhang, dem alten Familienbild über dem Sofa, der bäuerlichen Haushälterin, die über den Kaffeetisch geneigt den Gesprächen über den Landbau zuhört und mit dem Kopfe nickt. Und Lepel sagt dazu: „Dies alles ließ mich auf das Glück eines klausnerischen Lebens schließen, um welches ich ihn fast beneidete.“

Im Grunde aber war, auch hier liegt wieder Ähnlichkeit, die Beschaulichkeit für beide Freunde eine unglückliche Liebe. Bernhard von Lepel kam durch mancherlei Lebenswirren und weil er nicht den rechten Platz für sich fand, zwischen innerem und äußerem Beruf pendelnd, „mal als Landwirt, mal als Dramatiker, mal auch als Erfinder und Tiftler“, nicht zur Stätte, und ein tragikomisches Symptom für ihn ist, daß er das Perpetuum mobile suchte und es „beinahe hatte“.

Und Fontanes Temperament war auch nicht so beschaulich und geruhevoll gütig, wie er es so gern an seinen Lieblingsfiguren ausmalte.

Aus seinen Briefen und Erinnerungen erkannte man das schon. Und jetzt hören wir seinen Freund reden von Fontanes Hypochondrie, den häufigen Empfindlichkeits Spuren, ja ein neuer Zug taucht hier auf, die Verstörung des Bräutigams durch „rasende Eifersuchtsqualen“, über die er später freilich mit „Frau Mila“ lachte. Auch „Superlativ und Durchgänger“, dem etwas „Französisches von den Alvordern her im Blute spukt“, heißt es von ihm.

Und nachdenklich berührt das leise Klagen Lepels über den Jugendfreund bei dessen Frau: „Es ist nun einmal seine Art, die Dinge, die anderer Herz berühren, zuweilen kühl zu nehmen“.

Auch sonst ist Fontane nicht immer der leichteste Umgang, oft eigensinnig und zäh auf seinem isolierten Standpunkt beharrend, und Lepel „als ältester Freund muß es unumwunden sagen, daß alle ohne Ausnahme dich, um es kurz zu bezeichnen, als ‚einen närrischen Kerl‘ betrachten“. Dabei versteht er ihn immer doch besser als die andern und ironisiert mit ihm den „Staubabwischerposten“ bei der Bibliothek, und stets ist er bereit, soweit er kann, über wirtschaftliche Bedrängnisse hinwegzuhelfen.

So kommen sie immer wieder zusammen, und beide, dem Abstieg nah (1883), sind sich einig in den letzten Gewinnen, die für alte Menschen noch bleiben: „Ruhe, keine Menschen, wenig Arbeit, ungestörte Betrachtung und dito Verdauung“. Mit dem Verzicht „keine Menschen“ ist Lepel allerdings noch nicht so ganz einverstanden.

Wie ein Zusammenklang später und früher Zeit ist's dann noch, als Fontane zum Ausklang seiner in feinen, silbergrauen Nebelflören schwebenden Erzählung „Unwiederbringlich“ die Verse nimmt, die Lepel 1846 einmal an ihn zitiert:

Die Ruh' ist wohl das Beste
Von allem Glück der Welt.

Und die Schlußreime dazu stehen in seinem letzten Gedicht, seinem Scheidelied:

Mein Leben, ein Leben ist es kaum,
Ich gehe dahin als wie im Traum.

Wie Schatten huschen die Menschen hin,
Ein Schatten dazwischen ich selber bin.

Und im Herzen tiefe Müdigkeit,
Alles sagt mir: es ist Zeit.

